

Lukas Bärfuss

Stil und Moral

Dies, verehrte Lesende, hätte ein gescheiter, stilistisch fein ziselierter kleiner Essay werden sollen, eine kulturkritische Erörterung mit wenigen, ausgewählten und überraschenden Zitaten aus der Literaturgeschichte, ohne den üblichen Bildungsballast, den man leider in dieser Gattung sehr oft findet. Es wäre hier um die Frage gegangen, wie der Stil mit der Moral zusammenhängt, und ich hatte bereits eine These, noch nicht sehr tragfähig, aber ausbaubar; ich hatte recherchiert, hatte mich umgehört, und es war alles vorbereitet, um Ihnen etwas zu bieten, das man allgemein als *geistreich* bezeichnet.

Aber dann tat ich etwas, was man in einer solchen Phase besser nicht tun sollte. Ich ging nämlich Ski laufen.

Es war der erste Sonnentag nach dem großen Schneefall; die äußerliche Erscheinung der versammelten Wintersportler quer durch die Altersgruppen ziemlich homogen. Die meisten trugen Helme, dazu dunkle oder verspiegelte Skibrillen, eher weite Hosen und Jacken in getragenen Farben. Die aktuelle Mode, nicht etwa die Funktionalität, diktierte die Garderobe.

Dann aber, mitten im Gedränge, eine junge Frau von vielleicht fünfzehn, sechzehn Jahren, in einer Ausrüstung, wie ich sie seit vielen Jahren nicht gesehen hatte. Ihre Skier waren Modelle von vor zwanzig Jahren, lang, nicht tailliert, mit schmaler Spitze; ihre Hosen enganliegend, dazu

trug sie einen cremefarbenen, taillierten Anorak, alles sehr weiblich und äußerst stilvoll.

Dies war ein sehr schönes Beispiel für jene These, die auszubreiten ich mir zur Aufgabe gemacht hatte. Den individuellen Stil kann man nämlich definieren als das Erkennen der Ansprüche einer bestimmten Situation, verbunden mit dem Willen und der Fähigkeit, eben diese Ansprüche zu ignorieren. Stil ist nie pragmatisch. Trotz der vollständigen praktischen Unterlegenheit auf die Verwendung von Taschentüchern aus Stoff zu bestehen, zeugt von Stil. Wer in einem Kochbuch ein Hautkarzinom abbildet, oder umgekehrt in einem anatomischen Atlas ein Kuchenrezept abdruckt, beweist ebenfalls Stil, einfach einen etwas seltsamen.

Allerdings, das war das Seltsame an der Sache, die Garderobe, so sehr sie auch aus der Mode war, erschien neu und ungebraucht. Die Skier wiesen keine Kratzer und die Hosen weder abgeseuerte Stellen noch Flecken auf, was mich irritierte, zumal ihre etwas ältere Begleiterin die üblichen weiten Hosen und die kurzen bulligen Skier mit stumpfer Spitze trug. Ich schaute mich um. Gab es vielleicht noch mehr von diesen entzückenden Zeitreisenden? War dies ein neuer Trend auf den Pisten, eine Verweigerung des modischen Diktates?

Nein, sie war die Einzige, was mich nun vollständig für sie einnahm. Ich fühlte mich auf der Stelle wieder siebzehn, verliebte mich in dieses aparte Wesen, das sich keinen Deut um den modischen Zwang kümmerte und stattdessen ihren Stil lebte, und wie damals in der Schule überlegte ich mir, an wem ich mich vorbeidrücken müsste, um den Platz neben ihr auf dem Sessellift zu ergattern.

Kurzum, ich regredierte, der stilistische Ausdruck dieser Frau betörte und verzauberte mich, und ich war plötzlich nicht mehr der vernünftige Familienvater im besten Alter, der seinen Sohn in die Penibilitäten der schweizerischen Tourismusindustrie einführte. Ein ver-

keiler Skistock war dann der Grund, weshalb ich das Mädchen aus den Augen verlor.

Doch als ob ein gütiger Gott uns geleitet hätte, kam ich tatsächlich neben der geheimnisvollen Frau zu sitzen, und mein zweites, etwas zweifelhafteres Glück war, dass ihre Begleiterin ebenfalls mit uns im Vierersessel saß und ich nun also in den nächsten Minuten die Gründe für ihre entzückende Garderobe erfuhr, da nämlich die junge Frau alsbald begann, der Begleiterin, die sich als ihre Betreuerin entpuppte, ihre Lebensgeschichte zu erzählen. Früh sei ihr Vater gestorben. Die Mutter habe sich darauf einen neuen Freund genommen, dem sie in eine andere Stadt gefolgt sei. Der Mann trank. Die Mutter verließ ihn, fand einen Neuen, der die Kinder schlug. Worauf sie wiederum in eine andere Stadt gezogen, krank und arbeitslos geworden sei. Sie selbst, die junge Frau, habe vier Geschwister, und es sei das erste Mal, dass sie einen Skiurlaub machen könne.

Ein traurige Geschichte, so unpassend zu diesem blauen Tag, den gleißenden Schneekristallen in der Luft, den verschneiten Tannen, dem Gedudel aus den Alphütten, dass keiner auf dem Sessellift irgendein Wort sagte, die Begleiterin bloß bei jeder geschilderten Scheußlichkeit mit der Zunge schnalzte und wir alle die Bergstation herbeisehnten.

Die Erklärung für die aparte Garderobe war also nichts anderes als Armut. Die junge Frau trug die altmodischen Kleider nicht freiwillig, sondern weil sie keine andere Wahl hatte. Sie war mit ihrer Klasse in einem Skilager, und Wintersport, ich kann es Ihnen als Familienvater versichern, ist eine geradezu unanständig teure Angelegenheit. Ihre Mutter musste vor vielen Jahren, wahrscheinlich noch vor dem Tod ihres Gatten, in eine Skiausrüstung investiert haben, in die Hoffnung, an den gesellschaftlichen Vergnügungen teilnehmen zu können, doch der Tod machte ihr einen Strich durch die Rechnung. Die

Ausrüstung ist der kleinste Teil der Auslagen. Die Anreise, die Fahrkarten für die Skilifte, die Petitessen, die sich summieren, das geht nicht, wenn man kleine Kinder und keinen Ernährer hat, und so blieb die Ausrüstung über Jahre im Keller stehen, bis die Tochter alt genug war, um sie tragen zu können, oder, besser gesagt, um sie tragen zu müssen. Denn warum soll man eine neue Skiausrüstung kaufen, wenn eine ungebrauchte im Keller steht, zwanzig Jahre alt, natürlich, aber tadellos in Schuss?

Ich war froh, als wir an der Bergstation ankamen. Das Mädchen hatte mein Mitleid gewonnen, aber meine Bewunderung verloren. Es muss schrecklich sein, in einer aus der Mode gekommenen Ausrüstung zum ersten Mal auf den Skiern zu stehen, und ich verfolge gewiss nicht die Absicht, hier auf die Tränendrüse zu drücken, aber ich muss Ihnen leider gestehen, dass mich dieses Erlebnis zum Umdenken gezwungen hat.

Das Elend wird niemals zum Stil, und Opfer sind jeder Verfeinerung enthoben, und ich habe mich nach diesem Erlebnis gefragt, wie man sich in dieser scheußlichen Welt überhaupt noch mit Nebensächlichkeiten wie Stilfragen aufhalten kann, die einem dazu noch eine verlogene, geschönte Ansicht der Welt vermitteln, eine Schönheit in der Verweigerung sehen lassen, wo nichts anderes ist als Not und Lächerlichkeit.

Denn die Weltlage, verehrte Lesende, also alles, was in diesem Augenblick geschieht, oder nicht geschieht, ist, man kann es leider nicht anders sagen, zum Kotzen, und ich weiß natürlich, dass in der verfeinerten Umgebung eines kulturkritischen Essays die Begriffe Emesis und Vomitus angebracht wären, weil sie nämlich einerseits meine Bildung unterstreichen würden, andererseits die Grenze zu jenen zöge, die sich einen Dreck für Fremdwörter interessieren und auch für Synonyme nichts übrighaben. Aber ich hoffe, dass Sie mittlerweile verstanden haben, worum es mir hier tatsächlich geht, um das

unangepasste Verhalten nämlich, um Stil und Unmoral eben.

Wie nicht wenige unter Ihnen war auch ich bisher der unausgesprochenen Ansicht, die Lektüre eines kulturkritischen Essays sei dem Weltfrieden zumindest nicht abträglich, aber ich habe eben die Seite gewechselt. In der Zeit, die Sie jetzt gerade mit Lesen vergeuden, nimmt das Elend in der Welt zu, während Sie nicht das Geringste dagegen tun und sich an der Gespreiztheit der Sätze delectieren.

Manche werden nun vielleicht argumentieren: Alles zu seiner Zeit. Es war niemals meine Absicht, gerade *jetzt* die Weltlage zu verbessern. *Jetzt* lese ich, und ohne Zweifel haben die gescheiterten, gebildeten, feinsinnigen Texte dieses gescheiterten, gebildeten und feinsinnigen Schriftstellers zur Folge, dass auch ich gescheiter und feinsinniger werde. Die Auseinandersetzung mit einer komplizierten Thematik wie dieser verringert meine naturgegebene Ignoranz, vertieft meine Einsicht in den wahren Kern der menschlichen Existenz, in meine eigene Geworfenheit, und ein geschärftes Bewusstsein ist doch ohne Frage die Voraussetzung, um diese Welt ein bisschen besser zu hinterlassen, als man sie vorgefunden hat.

Das ist klug argumentiert, aber leider ignoriert dieser Gedankengang die Zeit. Das Elend ist in erster Linie eine zeitliche Erscheinung, das heißt, es misst sich in Stunden, Tagen, Wochen, Jahren. Je länger ein Mensch im Elend lebt, umso kürzer fällt sein Glück aus. Und deshalb ist der Kampf gegen die Ungerechtigkeit ein Rennen gegen die Zeit. Jede Minute, die Sie mit der Lektüre von feinsinnigen, die Geworfenheit der menschlichen Existenz beleuchtenden Essays verbringen, tun sie nicht nur nichts gegen das Elend, in Wahrheit lassen Sie es sich vergrößern, einem Menschen in Not wertvolle Lebenszeit rauben.

Aber, höre ich nun schon den Einwand aus den hinteren Reihen, wir brauchen doch eine Initialzündung, einen

Auslöser, ein Signal, das uns aus der Lethargie reißt, und was, wenn nicht die Literatur, kann uns auf die Aktion vorbereiten? Unsinn, liebe Freunde, Sie lügen sich damit selbst in die Tasche, und natürlich wissen Sie das auch.

Gemäß Brockhaus ist Apathie definiert als »ein bis zur völligen Unansprechbarkeit reichender Zustand der Gleichgültigkeit gegenüber eigenen Belangen und der Umwelt«, und ich finde, diese Beschreibung trifft ziemlich genau den Zustand, in dem Sie sich in diesem Augenblick befinden. In Ihre Lektüre vertieft, kaum ansprechbar, bemerken Sie nicht, was links und rechts vor sich geht. Man kann sagen: Je größer der Kunstgenuss, umso tiefer die Apathie, umso größer die Absonderung von den Bedürfnissen Ihrer Umwelt.

Doch, winseln Sie jetzt vielleicht, wie steht es denn um die Produktion der Werke? Das ist eine Tat, eine schöpferische Tat, und ist es nicht dieses Schöpferische, das die Welt verändert, und, da ich lese, habe ich nicht teil an diesem Akt eines Demiurgen?

Nun, die Verfassung eines Textes ist tatsächlich eine Tat, aber keine, die etwas verändert. Es ist ja nun gerade nicht so, dass ein Schriftsteller die bestehenden Werke überarbeitet, im Sinne von: »Die Buddenbrooks« – jetzt ohne die langweiligen Passagen! Oder: »Anna Karenina« – endlich mit Happy End! Oder: »Ulysses« – korrigiert und für alle verständlich! Gottfried Keller hat Goethe nicht widerlegt, und obwohl Sophokles den dritten Schauspieler in das Drama einführte, behalten die Stücke von Aischylos, der mit zwei Mimen auskam, ihren Wert. Wer ein Bild von Tizian übermalt, den nennen wir einen Barbaren und stecken ihn ins Gefängnis, und es ist ganz egal, ob dieser Mensch Picasso oder Müller heißt.

So etwas wie Fortschritt ist der Kunst unbekannt, und man muss eingestehen, dass die Gesetze der Literatur in der Politik eine äußerst schädliche Wirkung entfalten. Nehmen wir den Satz: »So etwas wie eine Gesellschaft

gibt es nicht. Ich kenne nur Individuen.« Zwei Menschen haben sich zu ihm bekannt, ein Schriftsteller namens Vladimir Nabokov und eine britische Politikerin mit Namen Margaret Thatcher. Für ihn bedeutete diese Absage, sich dem Kern der Persönlichkeit zu nähern, unabhängig vom System, in dem diese lebt, und ob man seine Poetik nun mag oder nicht, Nabokovs Figuren – Pnin, Humbert Humbert, Sebastian Knight – bleiben unvergessen. Er sah in ihre Herzen, zeichnete ihre Seelen und gab ihnen, in ihrer ganzen Verworfenheit, eine Würde. Und sie, die Politikerin? Ihr diene der Satz dazu, die gesellschaftliche Solidarität zu zerstören, die Gewerkschaften zu schwächen, das Individuum aus der gesellschaftlichen Einbettung zu lösen und es als loses Teilchen den Bewegungen des Marktes schutzlos auszusetzen.

Aber, werden die Letzten jetzt noch einwenden, es ist doch unbestritten, dass gewisse Werke unser Bewusstsein verändert haben. Doch, das wird bestritten, und zwar von mir. Flauberts »Madame Bovary« etwa hat das Bewusstsein für die menschenverachtende Trostlosigkeit der Provinz *geschaffen*, und es ist ein großer Unterschied, ob man ein Bewusstsein schafft oder es verändert.

Aber muss man nicht zuerst ein Bewusstsein haben, bevor man es verändern kann? Ja, das mag sein, aber die Betrachtung von Goyas Radierungen »Die Schrecken des Krieges« schafft im Betrachter erst in zweiter Linie ein Bewusstsein für die Gräueltaten eines bewaffneten Konfliktes. Zuallererst schaffen Kunstwerke ein Bewusstsein für die Möglichkeiten der Kunst. Kunst ruft zur Kunst auf, und wer einen Roman zu Ende gelesen hat, fragt sich nicht, wie er die Welt verändern kann, sondern welches Buch er als nächstes lesen soll.

Falls Sie jetzt noch immer nicht eingesehen haben, welche moralische Sauerei Ihre Lektüre darstellt, dann stellen Sie sich bitte folgende Situation vor. Eine gutgenährte, wohlhabende Person, Ihnen gar nicht unähnlich,

verschlägt es in ein, sagen wir, afrikanisches Flüchtlingslager, wo gerade die Cholera ausgebrochen ist. Menschen schreien, sterben, doch statt zu helfen, sucht sich unser fiktives Ich eine einigermaßen ruhige Ecke und beginnt, sich an der Lektüre von Rilkes »Sonette an Orpheus« zu erfreuen. Sie müssen zugeben, dass dieses Verhalten moralisch zumindest fragwürdig ist, und Sie müssen auch zugeben, dass im Grunde wir alle in einer etwas ruhigen Ecke eines Flüchtlingslagers leben. Die Entfernung macht das Elend bloß perspektivisch kleiner, und nur Idioten glauben, das sich entfernende Auto werde tatsächlich zum Punkt.

Sie sehen, die Lektüre literarischer Essays ist in dieser Zeit moralisch nicht zu rechtfertigen, und deshalb gehe ich mit gutem Beispiel voran, und höre hier nun auf.